

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 3

Artikel: Erinnerungen
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen

Von Ernst Eschmann

Die Erinnerungen sind ein seltsames Ding. Je ferner sie gerückt sind, um so mehr hüllen sie sich in eine geheimnisvolle Atmosphäre und erscheinen uns wie Märchen aus einer andern Welt. Und doch, noch viel Wirklichkeit hängt an ihnen, ja sie können sich zu einer Gegenständlichkeit verdichten, daß man glaubt, ihnen ganz nahe zu sein. Einzelheiten tauchen auf, die längst verschwunden zu sein schienen. Aber sie lebten in uns weiter und warteten gleichsam nur auf den Augenblick, wieder in unsere Gegenwart heraufgehoben zu werden.

36 Jahre meines Lebens schaue ich zurück in eine Zeit, da mir die Sonne untergehen wollte. Schatten schlichen heran, und ich wußte nicht, was sie mit mir vorhatten. Und ich war doch kaum recht ins Leben getreten, war hoffnungsfroh und gesonnen, irgend eine Arbeit zu ergreifen und Kräfte freizumachen, die nach einem Berufe drängten. Wie freute ich mich darauf! Vielleicht rief mich eine Schule, oder dann war's irgend eine Betätigung, die meinem abgeschlossenen akademischen Studium entsprach.

Da fiel der Vorhang. Sachte ging er nieder. Einen Traum um den andern löschte er mir aus. Zuletzt blieb mir nur noch die nächste und eiserne Pflicht, meine körperliche Existenz zu behaupten und einem Leiden zu trotzen, das tückisch Besitz von mir ergriffen hatte. Es schloß mich von der Welt ab und schickte mich in die Einsamkeit. Ich fuhr ins Zürcher Oberland, zu einer Schar Leidensgenossen, zu Männern und Frauen und Kindern, die alle von der gleichen Welle erfaßt worden waren. Es war ein Schiffsbruch, von dem man nicht weiß, ob Rettung kommt. Nun, etwas Gutes, eine wertvolle, stille Macht hatte ich bei mir, in mir: den Glauben an eine bessere Zukunft, und eine Stimme lebte in mir: Du wirst durchhalten!

Und ich hielt durch. Tage, wochen- und monatelang anvertraute ich mich meinem Liegestuhl und machte kleine Spaziergänge durch den Wald an der Grenze einer Boralpenzone. Immer die gleichen Wege ging ich, und den gleichen

Menschen begegnete ich. Aber auf einmal war einer nicht mehr da. Der schwarze Schatten hatte ihn für immer umfassen und aus der Welt geholt. Und andere waren fortgezogen. Das Glück hatte sie geholt. Sie durften wieder hinunter zu den Eltern, zu den Geschwistern, zu den Kindern, die sie so lange entbehrt hatten. Sie konnten ihren Beruf wieder aufnehmen und dienen und schaffen, was sie so lange gelüstet hatte.

Heute, nach 36 Jahren stehe ich wieder vor dem Sanatorium. Ein Ausflug hat mich hierhergeführt, vielleicht auch ein Heimweh, und Erinnerungen überfallen mich in Schwärmen. Sie sind da, fast so frisch wie am ersten Tag. Menschen sehe ich vor mir, mit denen ich manche Stunde verplaudert habe. Wir spielten Schach und machten Spaziergänge. Wir lagen nebeneinander in den Hängematten im Walde und hielten im Winter zu später Stunde uns auf der Halle, in Decken eingewickelt, während ein grimmiger Wind um die Ecken pfiß und die Finger steif machte.

Mein Auge schweift wieder dem herrlichen Panorama der Berge entlang, das ich zum Nimmervergessen in allen Stimmungen und Beleuchtungen in mich aufgenommen habe. Gruß dir, du kleines Häuflein von Häusern jenseits des Tobels, du liebliches Kirchlein schon im St. Gallischen, dessen Klang ich noch im Ohre habe, auch wenn du jetzt schweigst. Und Gruß euch fleißigen Fabriken zu meinen Füßen, euch Hügeln und Wälderrücken und tiefer unten der See meiner engern Heimat. Ich schaue auch die gerade Linie des Vinthianales, die nach dem Glarnerland weist, und den Kranz der hohen Herren, die mit Gletscher und Fackeln den Horizont umreißen: das mächtige Massiv des Mürtschenstockes, den Glärnisch mit dem Brenelsgärtli, die beiden Wägitalerkumpene, den Ober- und Niederbauen. Dann geht's den großen Bernern zu und den unzähligen kleinen Höckern und Halben, die ich alle zu deuten und zu benennen suchte. In schwarzen Stunden hatte ich

von ihnen Abschied genommen, und den höhern hatte ich schmerzvoll gesagt: nie mehr werde ich euch besteigen, ich, der unermüdlische, der leidenschaftliche Tourist. Jetzt stehe ich wieder vor euch. Ich lache euch zu und winke euch. Ich trage Nagelschuhe und habe einen beträchtlichen Marsch vor, und einen, wie ich damals nie geglaubt hätte, je wieder so einen unternehmen zu dürfen und zu können.

Nicht umsonst habe ich meine Liegefiguren gemacht und auch hernach gute Zucht gehalten, kein Vergnügen überborden lassen. Jahre der Heilung, der Festigung sind gekommen. Ich habe mich in den Arbeitstag eingereiht wie jeder, und lange Zeiten verstrichen, da mich kein Zeichen mehr daran erinnert, wie ich einmal an die Schattenhalde des Lebens verbannt war.

Ein junger Doktor steht da im weißen Mantel und ein Häuflein Schwestern. Ich kenne sie nicht. Aber sie erinnern mich an meine alten Betreuer und an die peinlichen Visiten, in denen von Monat zu Monat der Befund meines Leidens festgestellt wurde. Wie lautete der Bericht? Durfte ich heim? Oder wurde mir ein weiterer Monat hinzudiktiert, wie einem Uebeltäter, der eine schwere Schuld auf sich geladen hat?

Aber auch frohe Erinnerungen tauchen empor: gute, opferbereite Schwestern, denen keine Mühe zu viel war, die uns täglich den Puls fühlten und auf die Fieberkurve acht hatten. Besuche von Gästen, die uns mit Liedern und Musik aller Art willkommene Abwechslung bereiteten. Kleine Hausfeste wurden gefeiert, Weihnachten und Neujahr, aber gedämpft und ohne überbordenen Uebermut. Einmal erschien sogar eine Zeitung mit lustigen Neuigkeiten und Neckereien aus dem Kreis unserer großen Leidensgemeinschaft.

Damals fuhr ich an einem schwülen Frühlingstag mit dem Rößlein des bekannten Dorfwirtes hinauf in die Einsamkeit. Heute bin ich mit einem stattlichen Auto der eidgenössischen Post heraufgefahren. Eine ganze Epoche liegt zwischen diesen beiden Fahrten, Erfindungen, die die ganze Welt revolutionierten, der Ausbau der Fliegerei, die wunderbaren Radiowellen, zwei Weltkriege, die unsern Kontinent und auch Länder und Inseln jenseits des Ozeans erschüt-

tert haben. Meinungen haben sich gewandelt, Throne sind gestürzt worden, und Reiche sind untergegangen. Potentaten, die wie Kometen am Nachthimmel aufstiegen, ganze Völker an sich gerissen haben, sind wieder ins Dunkel zurückgefallen, und die Länder sind daran, die Wunden heilen zu lassen, die die Katastrophe des letzten Krieges ihnen geschlagen hat. Und immer noch liegen Tausende von Kranken in den Sanatorien, um den Keim des Unheils zu ersticken, den die Stürme und Entbehrungen in sie gelegt haben.

Ist nicht die ganze Menschheit krank? Sie hat den Weg friedlicher Verständigung verloren. Sie träumt noch immer von Macht und nährt die geheime Hoffnung, den Weltmarkt an sich zu reißen, die Produktion der unentbehrlichsten Güter. Die Grenzen stehen noch nicht fest, und an den grünen Tischen der Diplomaten werden Kämpfe ausgefochten, die die Schicksale von Millionen Siegern und Besiegten bestimmen.

Ein großes Sanatorium müßte es sein, eine riesige Heilstätte, die allen die Augen öffnete und ihnen zeigte, wie die Menschheit wieder gesund wird.

Doch heute will ich mich nicht von solchen Gedanken niederdrücken lassen. Ich bin ja gekommen, an einem blauen Sommertag eine Wanderung anzutreten, durch ein Gebiet, das mir seit Jahren vertraut ist. So schlage ich Schattenwege ein, die ich hundert und hundertmal gegangen bin. Und bald erreiche ich Zonen, die uns verschlossen waren. So freue ich mich heute, meine Wanderfüße ziehen zu lassen, wohin es sie gelüstet. Hinter mir liegt das Haus der Kranken. Noch wie durch einen Schleier schaut es durch das Geäst der Bäume, auf einer Kanzel zwischen Tal und Bergregion. Ein Bergbach wird in einer kleinen Schlucht umgangen, und ich wandere über Matten, auf denen sich munteres Feuervolk tummelt.

Aber, was entdecke ich? Die ersten Herbstzeitlosen sind schon an einer Hecke erblüht, und doch schwingt der Sommer noch seine glühende Fackel. Aber so ist's: in jede Freude mischt sich ein Körnlein Wehmut. Nichts hat Bestand, und der schönste Tag trägt den Keim in sich, daß die Nacht ihn besiegt. Die Sonne steht noch nicht



Sanatorium Wald

einmal im Zenit, und es gilt, einen schönen Wanderplan durchzuführen. Einen alten, von dem ich schon liegend träumte. Hinunter an den Obersee über Stock und Stein! Das Zürcher Oberland ist ein Labyrinth von Höhenzügen und Tälern. Man muß keine Eile haben, wenn man ihm beikommen will. An Überraschungen aller Art fehlt es nicht. Die Ausblicke wechseln unaufhörlich. Ein paar Schritte um den nächsten Felsvorsprung, und eine neue Welt öffnet sich mir, das Goldigertal. Der Mühlebach rauscht aus dem Hintergrund daher, von der Kreuzegg herunter. Vor Jahren ist's gewesen. Ich bin den steilen Hang hinan geklettert und habe oben ein fröhliches Treiben der Sennen gefunden. Sie kamen von Wattwil, vom Loggenburg herauf, von allen umliegenden Höhen und Nestern. Heute ist mir die Kreuzegg Kiegel und Abschluß einer malerischen Kleinwelt. Nach Süden zieht es mich, durch waldiges Gelände, hinauf, hinunter. Die Automobilisten haben den Weg hierher noch nicht gefunden. Stundenweit begegnet man kaum einer Seele. Und doch

ist die Sicht ein Vergnügen besonderer Art. Der Speer und der Schänniser Berg winken mir zu, der Müritschen und andere Herrschaften aus dem Glarnerland. Und wenn's auch wieder bergan geht, ein Wald und erquickender Schatten nehmen mich auf. Häuschen und Hütten stehen wohl da, die Menschen scheinen ausgewandert zu sein. Doch nein! Bald muß ein Dorf kommen, nach dem Wegzeiger zu schließen: St. Gallenkappel. Und es meldet sich an mit dem Turm der Kirche. Eine stattliche Siedlung an einer lang gezogenen Straße. Jetzt kommen die Autos. Das flüht nur so vorbei, eins hinterm andern, in beiden Richtungen, tal- und bergwärts. Kein Wunder! Das ist der Paß über den Rücken. Der Wanderer ist froh, wenn er die gepflasterte Bahn verlassen kann. Glück muß man haben, den richtigen Seitenpfad zu finden, dann führt er den Wanderer in ein romantisches Bachtal, das im Bäderer eines Sterns würdig wäre. Jetzt erst wird man so recht inne, daß man Höhenluft geatmet hat. Der holperige Weg weist in eine ungebürdige Schlucht. Ein wildes Fluß-

bett liegt da, aber der heiße Sommer hat ihm alles Wasser geraubt. Kein Strahlchen rinnt, kein Tröpflein blizt auf. Die trockenen Steine möchten gerne ein Seelein bilden oder einen Aufenthalt für flinke Forellen. Gottlob! Dort aus dem Dunkel gesellt sich ein anderer Bach seinem größeren Bruder zu. Aber auch er ist verstummt. So mag es sein in den Wüsten tropischer Länder. Schön angelegte Brücklein und Stege führen mich in die zivilisierte Welt zurück, und nicht lange dauert es, beginnt es zu rauschen. Das Tal, der Bach ist erwacht, ein Wässerlein rinnt neben den Steinen dahin und hat es nicht eben eilig, den See zu erreichen. Glücklicherweise, wem der hohe Sommer recht lange so eine Schattenwelt erhält. Links herum, rechts herum geht es in Rehren. Erfinderisch ist das Waldtal, wird enger und weiter, dehnt sich zu einem Wieslein und zieht sich wieder zusammen, während von oben ihm der blaue Himmel das Geleit gibt; aber gleich bilden die Aeste wieder einen kühlen Gang.

Da plötzlich öffnet sich bei St. Joseph das Tobel. Eine Fabrik hat sich am Ausgang hingesetzt, und wieder brennt die Sonne unerbittlich hernieder. Die Asphaltstraße verwandelt sie

in einen glühenden Ofen. Ich spür's auf den Lippen, ich spür's in der Kehle. Ausgetrocknet sind sie wie oben der Bach. Aber gemacht! Der See kann nicht weit sein. Da leuchtet schon der Spiegel herein beim Bahnhof in Schmerikon. Es ist Abend geworden. Ich bin am Ziel meiner Wanderung angelangt.

Und noch einmal fliegen meine Gedanken zurück, hinauf an den Faltigberg, wo die Kranken auf ihren Stühlen liegen, wo ich vor mehr als einem Vierteljahrhundert gelegen habe.

Die Hoffnung muß man nie aufgeben, hab ich gelernt. Der Zukunft muß man vertrauen, und gute Geduld ist manchem mehr wert als eine ganze Apotheke. Die Natur ist immer noch der beste Heilkünstler gewesen. Wenn sie dem Kranken nicht die Treue hält, versagen die besten Ratschläge des Arztes.

Sie hat mich unter ihre Fittiche genommen.

Erinnerungen! Wie wohl haben sie mir heute getan. Mit ihren geheimsten Kräften werden sie mir noch manche Schatten auswischen, die aufsteigen wollen, und jung werden sie mein Herz erhalten, über alle Jahre hinweg, die mir noch beschieden sind.

Vincenzas Tod

Ein nachdenkliches Feuilleton aus dem Tessin

Zum Allerseelentag

„Se, wie herzig! Nein, wie romantisch!“ Solche und ähnliche Ausrufe haben wir dutzende Male gehört, wenn ein paar Ferienauswanderer das schmale Weglein herunterkamen und das abseits des stillen Tessiner Bergdorfes gelegene uralte Steinhäuschen, in dem die alte Vincenza wohnte, erblickten. Ferienwanderer im Tessin haben die Eigenheit, daß sie nur bei schönem Wetter und in der schönen Jahreszeit spazieren gehen — und so konnten die Passanten das Häuschen der Vincenza, wenn es so mitten im Sonnenschein am Gang lag, mit Recht romantisch finden. Meistens kam die Vincenza, vom Getrappel der Vorbeimarschierenden angelockt, auch unter die Haustüre, schaute ihnen nach und

lud sie, wenigstens vor dem Krieg, da der Kaffee noch nicht rar war, zu einer Tasse Kaffee ein. Denn sie war ja in dem einsamen Haus ganz allein, die nächsten Nachbarn waren den Sommer über mit dem Vieh in den Alpen und kamen erst anfangs Dezember zurück.

Im Winter allerdings war das Häuschen weniger romantisch. In der dunklen ruhigen Küche zu ebener Erde vermochte das kümmerliche Kaminfeuer die Eisblumen tage- und wochenlang nicht von den zwei kleinen Fenstern zu schmelzen; die Schlafkammer über der Küche war überhaupt nicht heizbar. Was Wunder, wenn Vincenza im Laufe der Jahre gichtig wurde und über geschwollene Hände, Füße und